

# Kapitel I

## Die Geisterstadt



# I

Die Dunkelheit ist ein Schleier, der Geheimnisse zu wahren weiß. Es ist nicht der Mangel an Licht, der verborgen hält, was verborgen bleiben soll, sondern das Bewusstsein derer, die sich darin bewegen. Kaldamon war ein Dieb, und sein Denken entsprach dem der Ausgestoßenen, die Ihr Leben dem Gott des Diebstahls gewidmet hatten. Geschickt wusste er sich zu bewegen. Geschmeidig, lautlos und gefährlich. Doch er hatte einen Fehler gemacht. Vor einigen Tagen hatte er etwas gestohlen, was er besser hätte liegen lassen sollen. Sein Wert musste beträchtlich sein, da sich jemand an seine Fersen geheftet hatte, der nicht minder geschickt war als er selbst. Noch nie hatte Kaldamon dieses quälende Gefühl, verfolgt zu werden, so deutlich gespürt. Auch wenn nicht einmal die Spur eines Schattens zu sehen war, so verrieten ihm das doch seine geschulten Sinne, die ihm bereits so manches Mal das Leben gerettet hatten. Einem Raubtier gleich kauerte Kaldamon hinter einer dunklen Ecke, die in einen engen Hinterhof führte. Irgendwann musste sein Verfolger in Erscheinung treten und dann würde er sich seiner entledigen. Ein Stich ins Herz oder eine geschmeidige Bewegung seiner Klinge durch die Gurgel des Unvorsichtigen. Er war geübt und besaß eine gewisse Meisterschaft in seinem Treiben. Seine Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt und nichts blieb seinen Blicken verborgen. Er verstand sein Handwerk und trotzdem grummelte es warnend in seinem Magen. Wie konnte jemand wissen, dass er der Dieb war? Was hatte er übersehen? Hatte er einen Fehler gemacht? Nein, das konnte nicht sein. Oder etwa doch? Vielleicht sollte er seinen Verfolger erst unschädlich machen und befragen? Kaldamon holte tief Luft und ließ sie nur langsam entwei-

chen. Zu viele Fragen, auf die es noch keine Antworten gab. Lautlos kauerte er im Schatten und wartete auf seine Gelegenheit. Als er plötzlich eine Klinge an seiner Kehle spürte, hielt er überrascht seinen Atem an. Wie konnte sich jemand an ihm vorschleichen und hinterrücks überraschen?

»Gib mir die magische Kette, die Du im Haus des Stadtmagiers gestohlen hast« Die Stimme des Fremden klang sanft; tödlich sanft.

»Wer seid ihr«, fragte Kaldamon.

»Die Kette«, erhielt er eine frostige Antwort.

Vorsichtig glitt Kaldamons Hand unter seinen abgetragenen Mantel. Er wusste, dass ihn eine zu schnelle Bewegung sein Leben kosten würde. Jemand, der so geschickt selbst ihn überlisten konnte, war gefährlich. Als er die Kette in den Händen hielt, zögerte er einige Sekunden, spürte aber, wie im selben Augenblick die Klinge tiefer in sein Fleisch schnitt.

»Ja, schon gut. Bitte verschont mein Leben. Hier ist die Kette die ihr wünscht. Sie hat mit bis jetzt nur Unheil gebracht. Bitte sagt mir euren Namen.« Kaldamon hielt die Kette hoch und wartete, dass sie ihn der Fremde, der noch immer ungesehen hinter ihm stand, entreißen würde. Er hoffte zu überleben, zu erfahren, wer dieser geschickte Jäger war, doch er sollte ihn niemals zu Gesicht bekommen, da in diesem Augenblick seine Gurgel durchschnitten wurde. Er fühlte noch, wie das Leben aus ihm ausströmte, bevor er hart auf dem Boden aufschlug.

»Mein Name ist Thron, doch das wird Dir nichts mehr nutzen, Dieb.«

## II

Steve atmete tief durch und spürte, wie die zehrende, Leben verschlingende Kraft allmählich aufhörte, ihn zu vertilgen. Sie hatte ihn ausgesaugt und so geschwächt, dass ihm selbst das Laufen oder Aufstehen unmöglich geworden war. So als hätte man ihm die Adern durchschnitten und ihn dem Tod geweiht. Noch lag er erschöpft in seinem Bett, wie schon seit Wochen. Wie in einem Wachtraum hatte er vieles um sich herum mitbekommen, jedoch hatte er keinerlei Kraft gehabt, darauf zu reagieren. Sicherlich hatten ihn die Ärzte bereits aufgegeben und seine Organe für andere reserviert. Nur knapp war er diesem Schicksal entronnen. Sehr knapp. Ein Lächeln huschte über seine noch eingefallenen, blassen Lippen, als er an seine Tochter dachte. Sie war stark und hatte bewiesen, dass sie sich ihrer Haut erwehren konnte. Ohne sie wäre er auf ewig verdammt gewesen.

»Synthia«, sprach er liebevoll ihren Namen und schloss seine müden Augen. Sie hatte eine besondere Gabe, die er zwar erahnte, aber noch nicht wirklich begreifen konnte. Es lag ein schützender Schleier über ihr und sie war vom Schicksal ausersehen, etwas Großes zu vollbringen. Allein die Tatsache, dass sie die Erfahrung am *Spiegelsee* verkraftet hatte, an dem schon die größten Kreaturen wie kleine Kinder zu weinen begonnen und am Ende verzweifelt starben, zeugte von großer innerer Stärke. Konfrontiert mit dem Unterbewusstsein, in dem all die Niederlagen, Ängste, Sehnsüchte und dunkle Gedanken verborgen schlummerten, konnte selbst die stärkste Kreatur zu Fall bringen. Doch jetzt musste er zu Kräften kommen und, so schnell es ging, das Krankenhaus verlassen. Der Dunkle Fürst würde diese Schmach nicht auf sich sitzen lassen.

Gnadenlos würde er neue Wege suchen, ihn ein für alle Mal zu vernichten. Auch würde der Dunkle Fürst alles daran setzen, Synthia zu finden und ihrer habhaft zu werden. Sie wäre ohne Zweifel sein wertvollstes Pfand. Ohne Steve waren Mark und Synthia nicht stark genug, dem Dunklen Fürsten auf Dauer Widerstand zu leisten. Zumindest noch nicht. Zu viele Helfer und Augen hatte dieser Dämon in Menschengestalt, um ihm zu entkommen.

»Agh«, stöhnte Steve voller Schmerzen, als er sich aufsetzen wollte. Jeder Knochen in seinem Leib schien gebrochen, jede Sehne gezerzt, jeder Muskel zerfetzt.

»Verfluchter Mist«, brummte Steve. Seine Lebensenergie schwand nicht länger, doch es würde einige Zeit brauchen, bis seine inneren Narben verheilten. Der Dunkle Fürst war schlau. Der *Sanduhr des Lebens*, eine magische Sanduhr die Steve Sandkorn um Sandkorn die Lebensenergie raubte, war er dank Synthias Hilfe nur knapp entkommen. Doch zwischen ihm und dem Dunklen Fürsten gab es noch immer eine Verbindung, die unbedingt gekappt werden musste. Erst danach würde er wieder zu vollen Kräften kommen. Der Kampf war also noch lange nicht zu Ende, sondern hatte erst seinen Anfang genommen.

Plötzlich hörte Steve Stimmen an der Tür. Schnell legte er sich wieder hin und schloss die Augen. Sein erster Gedanke galt dem Dunklen Fürsten, aber so schnell konnte dieser sicher nicht auf seine Niederlage reagieren. Wahrscheinlich war es wieder jemand vom Krankenhauspersonal, die nach ihm schauen wollten. Vielleicht rechneten sie auch mit seinem baldigen Ableben, doch damit konnte er noch nicht dienen.

»Wie geht es uns und denn heute, Mr Hollowan?« Diese Frage hatte er bestimmt schon hundertmal gestellt bekommen. Sie verdiente keine Antwort, da sie nur eine

Floskel aus dem eintönigen Krankenhausrepertoire war. Aus halb geöffnetem Augen beobachtete er eine Krankenschwester, wie sie die auf dem Tisch befindlichen Medikamente sortierte; seine Tagesration des Überlebens; Medizin für Körper und Seele. Eigentlich gehörte der Dunkle Fürst tatsächlich eher in diese Welt. Hier tobte ein nimmer enden wollender Kampf ums Überleben. Allerdings waren es keine Schlachten, bei denen Menschen mit Schwertern aufeinander einschlugen, sondern die ständigen Überlebenskämpfe, Querelen und Streitereien mit seinen dunklen Schattenseiten.

Die Schwester wollte gerade wieder den Raum verlassen, als einer der Ärzte ins Zimmer kam. In seine Akte vertieft streifte er Steve nur mit einem oberflächlichen Blick.

»Hmmm...liegt jetzt schon eine ganze Weile in diesem komatösen Zustand. Ich denke, wir sollten ihn verlegen. Hier können wir nichts mehr für ihn tun.« Er schien zu sich selbst zu sprechen, denn sein Blick blieb weiterhin starr auf seine Akte gerichtet. Ja, Steve wusste, dass dieser Tag kommen würde, an dem man ihn abschieben und als unheilbar dahinvegetieren lassen würde. Doch er hatte Glück gehabt. Steve wartete, bis der Arzt und die Schwester wieder verschwunden waren, bevor er die Augen öffnete.

»Bastarde. Noch lebe ich. Und das wird auch noch eine Weile so bleiben.«

### III

Krachend donnerte die Faust des Dunklen Fürsten auf die massive Tischplatte. Wie konnte es nur sein, dass er diese Niederlage erlitten hatte? Ein Mädchen hatte ihn an der Nase herumgeführt. Ihn, den mächtigsten Fürsten in diesem Land. Natürlich war das Spiel damit nicht beendet. Er würde seine Ziele erreichen, so oder so. Aber er konnte es drehen und wenden, wie er wollte. Er hatte eine Schlappe einstecken müssen. Selbstzweifel kannte er nicht, aber er musste sich dennoch die Frage stellen, welche Fehler er gemacht haben könnte. Seine Untergebenen hatten versagt. Hatte er nur schwache und dumme Kreaturen an seiner Seite? Vielleicht. Aber eines musste er sich selbst eingestehen: Er hatte die Situation unterschätzt. Zu selbstsicher hatte er geglaubt, alle Fäden in der Hand zu halten. Fäden, die sich letztendlich einfach in Luft aufgelöst hatten. Mit wem hatte er es hier zu tun? Steve war geschwächt und im Grunde genommen war er bereits dem Tod geweiht gewesen. Jetzt aber würde er sich langsam wieder erholen. Noch hielt er den Schicksalsfaden zu ihm in der Hand, aber darauf alleine konnte er sich nicht verlassen. Wenn es Steve gelang, diesen zu kappen, dann hätte er wieder einen sehr mächtigen Feind.

»Steve«, zischte er wütend den Namen, der ihm einst so teuer war. »Verräter. Undankbarer Junge. Ich hatte so große Pläne mit dir. Und das ist dein Dank.« Als es an der schweren Tür klopfte, holte er nochmals tief Luft. Er musste sich jetzt konzentrieren und durfte keine weiteren Fehler machen.

»Komm rein, Drukras, Anführer der *mächtigen* Spaltanokrieger.« Spott triefte aus seiner donnernden Stimme, einem vernichtenden Urteil gleich. Das Tor öffnete sich

von alleine. Lautlos und geschmeidig wie eine tödliche Klinge, deren leiser Lufthauch verriet, dass sie bald den Hals durchtrennen würde. Tief gebeugt, trat Dukras vor den Dunklen Fürsten und blieb schweigend stehen.

»Willst du mich nicht begrüßen?«, fragte ihn der Dunkle Fürst. Die Frage klang äußerlich ruhig, doch unter ihrer Oberfläche schwang Schärfe.

»Verzeiht, mein Herr. Ich grüße Euch. Mein Leben gehört Euch alleine.«

»Ich weiß. Aber manchmal habe ich das Gefühl, dass dir das nicht immer bewusst ist. Du hast versagt und mit dir der Dämon, den ich dir zur Seite gestellt habe. Was ist los mit euch Spaltanos? Habt ihr kein Hirn? Kann ein kleines Mädchen euch so narren?«

Dukras' Blick blieb starr zu Boden gerichtet. Er war sein ganzes Leben lang ein Krieger gewesen. Zahllose Narben zeugten von den vielen Schlachten, die er geschlagen hatte. Und jetzt? Ein Fingerzeig des Dunklen Fürsten würde sein Leben auslöschen. Doch um sein Leben fürchtete er nicht, dazu hatte er schon zu oft an der Schwelle des Todes gestanden. Angst hatte er davor, seine Seele zu verlieren, und das wäre für den Dunklen Fürsten ein Leichtes. Er war für seine Grausamkeit bekannt. Unendliche Seelenqualen in den Kammern der Dämonen. Dukras hatte das Aussehen eines untersetzten Bullen. Sein Gesicht war übersät von verheilten Wunden, mit eingedrückter Nase, die mehrfach gebrochen und schlecht zusammengewachsen war. Seine muskulösen Arme und Beine strotzten vor Kraft und doch wirkte er vor dem Dunklen Fürsten wie ein kleiner Schuljunge.

»Ich...«, stammelte er verlegen. »Ich habe versagt. Nehmt mein Leben, wenn Ihr es wünscht. Denn das habe ich verdient.«

»Ja, das hast du gewiss. Aber ich gebe dir noch eine



letzte Chance. Ich weiß, dass du ein guter Krieger bist, aber Fehlschläge bringen uns alle in Gefahr.« Der Dunkle Fürst trug wie immer eine weiße Maske, in die kleine Schlitz für die Augen eingearbeitet waren. Emotionen konnte man daher nie an seinem Gesicht ablesen. Vielmehr waren es seine Worte und das Blitzen seiner Augen, die mehr verrieten.

»Nimm den verdamnten Dämon und finde das Mädchen. Bringe es zu mir, lebendig oder tot. Ich habe Spione ausgesandt, um dich zu unterstützen. Solltest du wieder versagen, dann werde ich dir eigenhändig den Kopf vom Leib reißen. So wahr ich hier stehe. Enttäusche mich nicht noch einmal.« Seine Worte waren leise und dennoch bohrten sie sich drohend in Drukras' Gehirn. Hätte er in diesem Moment den Blick gehoben und in die Augen des Dunklen Fürsten geschaut, so wäre ihm das kurze Aufblitzen darin nicht entgangen.

»Mein Fürst, ich werde meine Aufgabe erfüllen oder sterben.«

»Beinahe richtig. Wenn du versagst, wirst du darum flehen, sterben zu dürfen. Und nun geh.«

Der dunkle Fürst schaute dem Spaltano nach, wie er rückwärts, den Blick zu Boden gerichtet, wieder den Raum verließ. Er wusste, dass der Krieger alles tun würde, um seinen Auftrag zu erfüllen.

Nun konnte sich der Dunkle Fürst anderen drängenden Dingen zuwenden. In einer anderen Welt gab es ein noch größeres Problem, und dieses würde der Spaltano nicht für ihn beheben können.

Dazu benötigte er die Hilfe eines besonderen Wesens. Er brauchte den Jäger.

## IV

Nach ihrem Traum, in dem ihr ihr Vater erschienen war, lag Synthia noch eine kurze Zeit wach und schaute gedankenverloren zum pechschwarzen Himmel empor. Der *Turm der Weitsicht* war von der Dunkelheit verschlungen worden und dichte Wolken verdeckten den silbrigen Mond. Auf ihm wurden sie von den Spaltanos gestellt und nur mit der Hilfe Vulgams und dem Zauber von Mark, konnte sie mit der Kraft ihrer Freundschaft überleben. Erschöpft und körperlich geschunden spürte Synthia jeden Knochen im Leib und wagte kaum, sich zu bewegen. So viel hatte sie in den letzten Monaten erlebt. Wahrscheinlich mehr als in ihrem ganzen bisherigen Leben zuvor. Obwohl sie erst vierzehn Jahre alt war, fühlte sie sich alt. Was genau mit ihr geschehen war, konnte sie nicht in Worte fassen und von ihrem Vater erfuhr sie nie etwas Konkretes. Schon einige Male war er ihr im Traum erschienen und hatte angedeutet, dass an ihr etwas Besonderes sei. Doch immer wenn sie nachhakte, was er damit meine, verschwand er einfach. Typisch. So sehr sie ihren Vater liebte, aber er hatte eine unangenehme Seite, die sie manchmal zur Weißglut trieb: sein Schweigen zu den wirklich wichtigen Dingen. Es quälten sie so viele Fragen, dass es schon körperlich wehtat. Und was machte ihr Vater? Er verschwand einfach, ohne auch nur eine von ihnen beantwortet zu haben.

»Ach Paps«, seufzte sie leise und schloss die Augen wieder. Sie war noch müde und brauchte Schlaf. Die Gedanken flossen immer langsamer durch ihren Kopf, bis die bleierne Müdigkeit sie in einen tiefen, wenn auch unruhigen, Schlaf zog.

»Synthia...«, hörte sie einen vertrauten Ruf aus der Ferne. Sie schien auf einer Wiese zu stehen, doch Nebelschleier behinderten

ihre Sicht. Sie wusste, dass sie zwar träumte, dies aber wieder diese Art spezielle Realität war, die sie weder beschreiben noch einordnen konnte. Sie fühlte sich frisch und voller Energie. Die Schmerzen, die sie noch vor dem Einschlafen geplagt hatten, waren wie weggeblasen.

»Synthia...«, hörte Sie abermals ihren Namen. Auch wenn der Ruf noch leise und undeutlich an ihr Ohr drang, wusste sie sofort, dass es ihr Vater war, der sie rief.

»Paps? Bist du es?«, rief sie verhalten in die Nebelwand, aus der sich plötzlich eine Gestalt schälte und langsam auf sie zukam. Es war tatsächlich ihr Vater, der mit sorgenvoller Miene auf sie zuschritt.

»Du bist schon wieder hier? Ist etwas passiert?«, fragte sie ihn neugierig.

»Hallo, mein tapferes Töchterlein. Ja, ich hatte etwas vergessen zu erwähnen.« Es lag etwas in seinem Blick, das sie aufhorchen ließ.

»Mir zu sagen? Wolltest du mir jetzt erklären, was besonders an mir ist?« Synthia konnte es sich nicht verkneifen, diese bohrende Frage loszuwerden, wohl wissend, dass sie darauf wahrscheinlich wieder keine Antwort erhalten würde.

»Nein«, antwortete Steve und schüttelte lachend den Kopf. »Da muss ich dich leider enttäuschen. Es kommt der Tag, an dem du erfahren wirst, was es ist. Habe einfach Geduld. Jetzt aber haben wir ein anderes Problem. Also höre gut zu.«

»Okay, schieß los.«

»Ihr habt gestern ein weiteres Kolcho erhalten. Du weißt inzwischen, dass diese magischen Utensilien ihre Kraft erst durch Deine innere Einsicht völlig entfalten können. In der Hand eines Unwissenden, sind sie unbedeutend ohne jegliche Wirkung. Dieses eine Kolcho das du nun erhalten hast ist alt, älter, als du es begreifen wirst und seine Geschichte ist so lang, wie die Geschichte der Wesen in diesem Land. Ich werde es mir jetzt also ersparen, dir von Amicitia zu erzählen. Ein Aspekt jedoch ist nun von großer Bedeu-

tung. Es gibt ein Ritual, bei dem man mit Hilfe dieses Dolches den vom Dunklen Fürsten gelegten Schicksalsfaden zu durchschneiden vermag. Mark muss diesen Zauber finden und durchführen.«

Synthia hörte ihm aufmerksam zu. »Kann Mark das denn schon? Ich meine, er beginnt ja erst, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen. Manchmal schafft er es nicht einmal, seine Schuhe richtig zu binden. Seine Zauber, oder besser gesagt Experimente, gehen meistens in die Hose.« Synthia machte dabei eine Grimasse, die von ihren Qualen zeugte.

»Du hast recht, Mark steht noch am Anfang. Aber unterschätze ihn nicht. Er trägt ungeheure Kraft in sich, die er jedoch erst entwickeln und beherrschen lernen muss. Ich habe eine Verbindung zu ihm aufgebaut und werde eingreifen, wenn es brenzlich wird.«

»Hoffentlich ist deine Verbindung zu ihm gut. Seine Zauber sind nicht nur ärgerlich, sondern manchmal richtig gefährlich für uns«, erwiderte sie mit einem Augenzwinkern.

»Stell dich nicht so an, mein Töchterchen. Ich kann natürlich nicht jede Sekunde aufpassen, aber mache dir keine Sorgen. Davon abgesehen hat Mark gestern nicht gezaubert, sondern nur erkannt, was die Inschrift am Sockel auf dem Turm zu bedeuten hatte. Ich habe ein wenig nachgeholfen, daher konnte er nicht aufstehen und kämpfen. Aber ich bitte dich, das jetzt noch niemandem zu sagen. Auch Mark nicht. Die Zeit dafür wird noch kommen. Also, höre jetzt genau zu! Im Osten befindet sich die verfluchte Stadt Milsidre. Sie führt mehrere Namen, aber dies ist der einzige, der mir geläufig ist. Folgt dorthin der alten Straße östlich vom Turm, bleibt aber immer in Deckung. Sucht dort nach den alten Schriftrollen und Büchern der Mönche. Ich werde versuchen, euch zu leiten. Es kann aber vorkommen, dass wir zeitweise die Verbindung verlieren. Noch habe ich nicht all meine Kraft wieder.«

»Na, super.« Synthia rümpfte die Nase und schaute ihren Vater vorwurfsvoll an. Steve wusste, was er Synthia und auch Mark abverlangte, aber er hatte keine Wahl.

»Es tut mir wirklich leid, dass ihr wegen mir in diesem Schlamassel sitzt. Pass bitte auf und konzentriere dich auf das Wesentliche. Eines dieser Bücher muss Hinweise auf den Zauber beinhalten, mit dem man Schicksalsfäden durchtrennen kann. Jedes lebende Wesen hat ein Schicksal, das sich frei gestaltet. Doch der Dunkle Fürst hat die meinen verbogen und an sich gebunden. Diese Fäden müssen gekappt werden. Aber seid achtsam, der Fluch ...«, plötzlich verzerrten Schmerzen das Gesicht ihres Vaters. »Ich muss gehen ... verdammt. Noch eines, es ist ganz wichtig ...dort lebt ein Wesen, das ....«

Plötzlich verschwand ihr Vater wieder im Nebel. Orientierungslos tastete Synthia beinahe panisch nach ihrem Vater in der dichten Watte vor ihr.

»Paps?« Doch es kam keine Antwort. Irgendetwas hatte sich verändert. Ihre Nackenhaare stellten sich auf und ein angstvolles Gefühl befiel sie, wie ein gieriges Ungeheuer. Als sich die Nebel wieder lichteten, wurde ihre schlimmste Ahnung erfüllt. Die Wiese, auf der sie vorher gestanden hatte, war verschwunden.

»Oh, nein«, stöhnte sie leise. Wieder einmal stand sie in im Zimmer des Dunklen Fürsten. Wie hatte er das angestellt? Er stand mit dem Rücken zu ihr vor seinem kalten Feuer, das in dem mit schweren Ornamenten verzierten Kamin züngelte. »Ohhhh, Mist. Ich bin wieder in der Hölle. Verdammt«, fluchte Synthia.

»Na, na, wer wird denn fluchen?«, tadelte der Dunkle Fürst sie lachend. »Freust du dich etwa nicht, mich wieder zu sehen?«

Ein kalter Schauer rann ihr den Rücken herunter. In den Worten des Dunklen Fürsten klang Kälte und Ärger, wenn nicht gar brutale Wut. Die Dinge schienen sich nicht so entwickelt zu haben, wie er es sich wünschte. Vielleicht schwang auch ein wenig Angst in seiner Stimme mit, aber Synthia wusste, dass ihr das jetzt nicht helfen würde. Der Dunkle Fürst drehte sich um die eigene Achse und sein drohender Blick stach unter der Maske hervor, als wollte er Synthia durchbohren. »Das kleine Intermezzo auf dem Turm konntet ihr für euch entscheiden.

*Auch die Sanduhr des Lebens hast du zerstört. Nicht schlecht.«  
Anerkennend klatschte er in die Hände. »Aber bilde dir ja nicht  
so viel ein. Dein Vater ist zwar einem schnellen Tod entronnen,  
aber er ist noch immer an meinem Haken. Dein ... Paps ...  
wird nicht mehr lange sein. Entweder du machst, was ich dir  
sage, oder ich werde deinem lieben ...Vater... töten. Ein für  
alle Mal. Merke dir das. Ich lasse Dir jetzt ein wenig Zeit, aber  
das nächste Mal, wenn ich dich zu mir hole, solltest du dich  
für mich entschieden haben. Denn dann ich werde nicht mehr  
drohen, sondern das tun, was ich dir für den Fall deiner Weige-  
rung prophezeit habe. Hast du mich verstanden?« Synthia  
antwortete nicht, aber sie hatte auch nicht das Gefühl, dass er  
wirklich eine Antwort erwartete.*

Am nächsten Morgen wachte Synthia ausgeruht und mit einem seltsam zufriedenen Lächeln im Gesicht auf. Auch wenn der Dunkle Fürst sie erneut aufgesucht hatte, so hatte sie dennoch wieder mehr und mehr Kontakt zu ihrem Vater gefunden und musste nicht ziellos umherirren. Der Dunkle Fürst war diesmal sehr verstimmt gewesen und hatte keine Zeit für sie gehabt. Vielleicht war das ein gutes Zeichen. Synthia lag noch kurze Zeit mit geschlossenen Augen in ihre dicke Decke eingehüllt und dachte über ihren Traum nach, während Mark, Torfmuff und Vulgam bereits aufgestanden waren und geschäftig umherliefen.

»Mpfff, wach auf, Schlafmütze«, wollte Torfmuff sie wecken, doch Synthia winkte schnell ab.

»Bin schon wach, aber ich dachte, ich bleibe noch liegen, bis ihr das Frühstück serviert.«

Mark lachte und schubste Torfmuff. »Die Dame lässt es sich gut gehen.«

»Mpfff...ist ja nichts Neues«, nickte Torfmuff ernst und ging weiter geschäftig seiner Arbeit nach. Langsam

stand Synthia auf, streckte sich benommen und rollte dann ebenfalls ihr Nachtlager ein, um es zu verstauen.

»Wohin gehen wir heute?«, fragte Mark, nachdem sie sich für den Tag gestärkt hatten. »Zwei der drei Aufgaben haben wir erledigt, und wie es scheint sogar recht gut. Du hast den Spiegelsee besucht und in dein Inneres schauen können, dann hast Du auch das Schwert der Freundschaft auf dem Turm der Weitsicht erhalten und jetzt kommt die dritte und vielleicht sogar schwerste Aufgabe. Nur diesmal haben wir keinen weiteren Tipp und auch niemanden, den wir fragen könnten.« Mark kramte in seiner Tasche und zog ein Pergament heraus, das sie von der Moorhexe damals erhalten hatten. »Das ist also unsere dritte Aufgabe«, sagte er und las den Text laut vor.

*Und hast dann verloren was immer du glaubst,  
Die Liebe, dein Leben und auch deinen Weg,  
der Freundschaft und Freude auf immer beraubt,  
dann werd dir bewusst, wer über dir steht.*

»Klingt nicht wirklich sehr hilfreich.« Resigniert schaute er in die Runde.

»Na ja, so ganz ohne Tipp stehen wir nicht da. Ich hatte einen Traum, von dem ich euch noch nichts erzählt habe«, erwiderte Synthia.

»Mpfffff, aha.«

»Was heißt hier *aha*. Ich hätte euch gleich nach dem Frühstück davon erzählt.«

»Mpffff, verstehe. Mich erst arbeiten lassen, mpfff.«

Synthia musste herzlich lachen, da sie wusste, wie viel der arme Torfmuff arbeitete. Sie wusste, welches Glück sie hatte, gerade ihn in der ihr neuen Welt kennengelernt zu haben. Oder war es vielleicht Vorsehung? Es spielte eigentlich keine Rolle. Wichtig war nur, dass sie hier treue

Freunde hatte, die bereit waren, mit ihr durch dick und dünn zu gehen.

»Also gut«, begann sie und wurde wieder ernst. Danach erzählte Synthia von ihrem Traum. Als sie den Dunklen Fürsten erwähnte, wurde es still, so als hätte die Natur um sie her Ohren. Unwillkürlich zogen sie ihre Schultern hoch und sprachen leiser. »Er ist ein böser Mann und er wird uns nicht in Ruhe lassen. Mein Vater hat mir auch von einem Zauberspruch erzählt, den wir in der verfluchten Stadt suchen sollen.«

»Mpffff, verfluchte Stadt also.« Nachdenklich blickte Torfmuff in Richtung Osten, als könne er die Stadt in der Ferne erblicken. »Klingt nicht gut, mpfff.«

»Stimmt! Klingt wirklich nicht gerade verlockend«, bestätigte Synthia. »Aber wir haben keine Wahl, denke ich.«

»Mpfff, klingt nicht gut. Nein, nicht gut. Spaltanos überwachen Straße bestimmt«, gab Torfmuff zu bedenken und blickte fragend zu Vulgam. Aber Vulgam zuckte nur mit den Schultern.

»Ich weiß es nicht. Ich fürchte, dass sie inzwischen sowieso die meisten Wege überwachen. Als wir gestern zum Turm gelaufen sind, hatte ich mehrmals das Gefühl, dass wir nicht alleine waren. Irgendein Wesen muss uns gefolgt sein oder beobachtet haben. Der Dunkle Fürst hat viele Wesen, die ihm berichten. Fledermäuse, Wölfe, Krähen und noch viele andere Tiere und Kreaturen. Aber das Gefühl, das ich hatte, war irgendwie anders.« Fröstelnd zog sich Mark seine Decke über die Schultern.

»Mpffff, also gehen eben nach Osten und suchen Stadt. Obwohl nicht gut.«

»Ja Torfmuff, wir wissen genau, was du mit *nicht gut* meinst«, erwiderte Mark schmunzelnd. »Einen Vorteil hat so eine *verfluchte* Stadt vielleicht.« Er zwinkerte ihnen



vielsagend zu, aber Torfmuff und Synthia schauten ihn nur fragend an. »Ah, ich sehe. Ihr habt keinerlei Fantasie. Nur gut, dass ihr einen Zauberer mit Gehirn bei euch habt.«

»Mpffff, wo?«, antwortete Torfmuff und schaute sich suchend um.

»Ha, ha.« Mark verschränkte verstimmt die Arme. »Die Lösung ist: Die Spaltanos werden auch nicht gerne dorthin gehen, also haben wir wenigstens vor denen unsere Ruhe. Versteht ihr?«

»Danke Mark, das ist ein beruhigender Aspekt. Wirklich beruhigend«, antwortete Synthia.

Vulgam rutsche ungemütlich hin und her und stocherte verlegen mit einem kleinen Ast im Boden herum. Er war bereits den ganzen Morgen sehr still und alle merkte ihm an, dass er mit schweren Gedanken kämpfte.

»Bin ich noch euer Gefangener?«, wollte er dann wissen und Synthia schaute ihn erstaunt an.

»Nein. Du bist jetzt unser Freund. Du hast dich für uns eingesetzt und dich zudem gegen dein eigenes Volk gestellt, nur um uns zu retten.«

»Also könnte ich jederzeit gehen?«, hakte er nach und Synthia nickte.

»Klar«, antwortete sie, ohne zu verstehen, worauf Vulgam hinauswollte. »Nun, dann bitte ich euch, alleine weitergehen zu dürfen. Ich möchte zurück in den Norden zu meiner Familie. Ich brauche jetzt einfach Klarheit über mein eigenes Leben. Ich muss herausfinden für wen oder was ich stehe.« Mark, Torfmuff und Synthia tauschten fragende Blicke aus. Irgendwie verstanden sie alle seinen Wunsch, andererseits konnten sie auf der gefährlichen Reise die vor ihnen lag, jeden Gefährten gebrauchen.

»Bist du dir ganz sicher?«, unterbrach Synthia zögernd die Stille.

»Ja, seid mir bitte nicht böse, aber es muss sein.«

Als alle bepackt und zum Abmarsch bereit waren, verabschiedeten sie sich traurig von Vulgam. Selbst Torfmuff, der ihm nie getraut hatte, umarmte ihn kurz, wandte sich dann aber schnell wieder ab. Synthia, Torfmuff und Mark zogen in Richtung Osten, wohingegen Vulgam seinen Weg in den Norden aufnahm.

»Pass auf dich auf«, flüsterte Synthia, als Vulgam nicht mehr zu sehen war.

Die dunkel drohenden Wolken, die am Abend zuvor ins Land gezogen waren, waren am Morgen wieder aufs Meer verschwunden. Die Morgensonne warf ihre goldenen Strahlen über das Land und versprach für den heutigen Tag blendendes Wetter. Der gewaltige Turm war noch lange nach ihrem Aufbruch aus der Ferne zu sehen. Er war eine beeindruckende Erscheinung und in den wenigen Minuten, in denen sich der Schleier der Zeit gelüftet hatte, hatten sie seine einstige Pracht erahnen können. Der *Turm der Weitsicht* hatte eine eigene, ganz besondere Ausstrahlung und sicherlich eine lange geheimnisumwobene Vergangenheit mit unendlich vielen Geschichten, die sich dort abgespielt hatten. Doch sollten sie diese nie erfahren – sie würden ein Geheimnis der Vergangenheit bleiben.

Die Sonne wärmte den Tag zunehmend auf, und sie unterhielten sich konzentriert über die bevorstehende Aufgabe. Immer wieder hielten sie kurz an, um nach Zeichen von Spaltanos Ausschau zu halten. Aber sie schienen wie vom Erdboden verschluckt. Abseits eines breitgetretenen Pfads, der schon bessere Tage gesehen hatte, blieben sie sorgsam in der Deckung von Gestrüpp und Bäumen.

»Eines kann ich nicht verstehen«, bemerkte Mark. »Als ich dort oben auf dem Turm war und mich konzentriert habe, fiel mir plötzlich dieser geniale Zauberspruch ein. Irgendwie wusste ich, was ich sagen musste, aber ich kann euch nicht erklären warum. Vielleicht bin ich bereits ein mächtiger Magier ohne es zu wissen. Was meint ihr?«

Synthia kannte die Wahrheit, behielt sie aber für sich. Innerlich musste sie lachen, unterdrückte jedoch diesen Drang, da sie Mark nicht beleidigen wollte. In bestimmten Dingen war er sehr dünnhäutig.

»Hmmm, oder es liegt an meinen wachsenden Fähigkeiten, jetzt sagt schon etwas. Was meint ihr?« Verärgert wartete er auf eine Bestätigung oder irgendeine Reaktion, aber sowohl Torfmuff als auch Synthia schwiegen beharrlich, als hätten sie ihn nicht gehört. »Ich sehe schon. Nur Banausen um mich herum. Schämt euch. Aber egal. Ihr werdet es schon noch erkennen.«

»Mark, wir sind froh, dass du zaubern kannst. Aber noch musst du erst einmal in eine richtige Zauberschule, um wirklich gut zu werden«, erwiderte Synthia. »Konzentrier dich jetzt besser auf den Spruch, den wir für meinen Vater suchen müssen. Ich weiß ja nicht, was uns in dieser verfluchten Stadt erwartet, aber wir werden nicht so leicht über solche Sprüche stolpern.«

»Hast du irgendeine Ahnung, warum dieser Spruch helfen soll? Oder was deinem Vater genau fehlt?«, fragte Mark.

»Ich weiß nur, dass mein Vater noch irgendwie mit dem Dunklen Fürsten verwoben ist. Es soll ein Schicksalsfaden durchtrennt werden. Mehr weiß ich leider nicht. Es wird also nicht ganz einfach. Aber damit haben wir ja auch nicht wirklich gerechnet.« In der Tat hatte keiner von ihnen einen Sparziergang erwartet.

Der Weg zur verfluchten Stadt gestaltete sich als unpro-

blematisch. Der Weg war immer gut zu erkennen und es stellten sich ihnen keine größeren Hindernisse in den Weg. Auch keine Spaltanos oder andere vom Dunklen Fürsten ausgesandten Häscher stellten ihnen nach oder hinderten sie am Weiterkommen. Es schien beinahe zu leicht zu sein, zu ihrem nächsten Ziel zu gelangen.

»Hast du schon mal etwas von einer verfluchten Stadt gehört?«, fragte Mark.

»Mpfff, nie davon gehört.«

»Ist doch komisch, oder? Sie muss vor langer Zeit vom Erdboden verschwunden sein. Eine Stadt, über die es keine Geschichten gibt oder über deren Existenz man schweigt, ist ein böses Omen. Wenn ein Fluch über der Stadt liegt, dann ist sie bestimmt gefährlich. Genau deswegen will uns bestimmt auch niemand davon abhalten, dorthin zu gelangen.«

Mark hatte recht. Es war ein Grund mehr, sehr vorsichtig zu sein. Bereits am frühen Nachmittag tauchten aus der Ferne die Überreste einer Stadt auf. Wie verfaulte Zahnstummel reckten sich die Ruinen verfallener Häuser dem Himmel entgegen. Als sie näher kamen und die Stadt deutlich vor sich erblickten, überkam alle ein tiefes Gefühl der Angst. Sie standen noch etwa hundert Meter von einer rußgeschwärzten Stadtmauer entfernt, aus der dicke Quader herausgesprengt worden waren. Überall verteilt lagen diese Zeugen gewaltsamer Zerstörung.

»Mpfff...nicht gut«, flüsterte Torfmuff, so als befürchtete er, von der Stadt selbst gehört zu werden. Ein dumpfes Gefühl schien sie davor zu warnen, diese Ansammlung von Ruinen zu betreten, aber sie hatten keine Wahl. Ihre Herzen rieten ihnen, so schnell als möglich wegzurennen. Ihnen wurde bewusst, dass der Name der Stadt ernst zu nehmen war. Es lag eindeutig ein Fluch über diesen Gemäuern und sie mussten sich nun mitten hinein wagen.

»Also gut. Wir haben noch gut drei Stunden, bevor es dunkel wird. Gehen wir am besten gleich in die Stadt. Hoffentlich finden wir den Spruch schnell. Ich bin froh, wenn wir hier wieder wegkommen«, flüsterte Synthia, ohne ihren Blick von der Stadt abzuwenden. Dieser Ort musste einst sehr groß gewesen sein. Wohin ihre Blicke auch reichten, überall befanden sich Überreste einer weitläufigen Siedlung. Die wenigen hohen Häuser, die nicht in eingestürzt waren, waren handwerklich aufwendig gestaltet. Häuser mit bis zu vier Stockwerken deuteten darauf hin, dass es einst eine sehr reiche Stadt gewesen sein musste. Wie konnte eine solche Stadt nur untergegangen sein? Normalerweise ging Torfmuff immer voran, diesmal jedoch ließ er Mark großzügig den Vortritt. Vorsichtig bahnten sie sich ihren Weg durch die gespenstischen Trümmer.

»Was meint ihr, ob hier noch jemand lebt?«, fragte Mark, ohne eine Antwort zu erhalten. Es mussten hier einst tausende von Menschen gewohnt haben und es war rätselhaft, warum sie alle die Stadt verlassen hatten. Eine Naturkatastrophe konnte es nicht gewesen sein. Auch ihre geografische Lage schien perfekt in unmittelbarer Nähe zum Meer. Wenige der Gebäude schienen intakt, die meisten waren zerfallen, manche sogar völlig abgebrannt. Da die Steinquader aus der Außenmauer außerhalb der Stadt lagen, konnte sie auch keinem Angriff von außen zum Opfer gefallen sein. Das Übel musste aus der Stadtmitte gekommen sein und nicht umgekehrt. Je tiefer sie in die Stadt eindrangen, umso mehr schwarze, rußverschmierte Wände und Mauerreste deuteten auf einen Kampf hin, dessen Zentrum noch vor ihnen lag. Wohin sie jetzt schauten, überall Bilder der Gewalt und Zerstörung. Hausfassaden waren herausgebrochen, Brücken zertrümmert und manche Gebäude, deren einstige Aufgabe nicht

mehr zu erraten war, schienen regelrecht explodiert zu sein. Einige wenige Mauerreste wiesen sogar Merkmale einer gewaltigen Hitze auf, wie sie durch ein einfaches Feuer nicht entstehen konnte. Steine sahen aus, als wären sie durch unvorstellbare Temperaturen geschmolzen. Es war kaum anzunehmen, dass noch jemand in dieser Stadt leben oder sich auch nur in ihr aufhalten könnte. Entgegen dieser Annahme verspürten sie dennoch alle drei dieses Kribbeln im Nacken, als würden sie auf ihrem Weg durch die alten Ruinen beobachtet. Absolute Stille umging sie in den staubigen Gassen und es wurde ihnen schmerzhaft bewusst, dass nicht einmal Vogelgezwitscher zu hören war. Je näher sie dem Zentrum der Ruinen kamen, umso mühsamer wurden ihre Schritte. Eine bleierne Schwere schien ihre Beine zu lähmen. Plötzlich blieb Mark vor einem einigermaßen intakten Haus stehen. Mit offenem Mund starrte er das Gebäude an.

»Mark, ist alles okay?«, fragte Synthia. Doch es dauerte einige Sekunden, bis er sich wieder regte.

»Ich weiß nicht. Es ist...«, stammelte er irritiert. »...irgendetwas Seltsames hier. Es zieht mich regelrecht rein.«

Alle drei starrten das Haus nun wortlos an und es dauerte einige Minuten, bis sich Mark in Bewegung setzte. »Bleibt hier. Ich will da nicht rein, aber ich muss. Fragt mich jetzt bitte nicht, warum.« Wie hypnotisiert setzte er einen Fuß vor den anderen. Torfmuff wollte ihm folgen, aber Synthia hielt ihn zurück.

»Warte, vielleicht muss es so sein. Wir folgen ihm, wenn er längere Zeit nicht zurückkommt.«

Bevor Mark durch die Öffnung, wo sich einst die Tür befunden hatte, verschwand, blieb er kurz stehen und wandte sich zu ihnen um. »Wenn ich in fünfzehn Minuten nicht wieder rauskomme, dann kommt und holt mich. Verstanden?« Danach war er verschwunden.

Vorsichtig drang Mark tiefer in das Gebäude ein, immer darauf bedacht, nichts zu berühren. Jeden Schritt setzte er sehr vorsichtig. Wie sehr wünschte sich jetzt zurück nach Walrund, in sein altes Leben. An einem See fischen oder bei seiner Mutter sein. Alles sollte wieder so sein, wie es einmal war. Aber all das schien verloren. Und jetzt stakste er in den Schlund eines Hauses, das ihn förmlich in sich hineinsaugte. Er betrat Raum für Raum und suchte nach Informationen, nach Indizien, die Auskunft darüber gaben, was hier einst geschehen war. Nach irgendetwas, was ihn so sehr anzog. Viele der Möbelstücke waren morsch oder moderten in der Feuchtigkeit vor sich hin. Obwohl eine sehr lange Zeit verstrichen sein musste, und die Überreste nur schwerlich Rückschlüsse zuließen, sah es nicht so aus, als ob die Bewohner das Haus überstürzt verlassen hätten. Fast sah es so aus, als ob sie nur kurz weg waren und bald wiederkommen wollten. Hinter der Küche befand sich eine völlig verstaubte Kellertreppe, die schon lange keine Füße mehr gesehen hatte.

»Oh Mann, ich habe gar keine Lust da runter zu gehen«, stöhnte Mark. Der Sog war größer geworden und er ahnte, dass dort unten im Dunkeln die Antwort lag. Konzentriert sprach er einen kurzen Zauberspruch, woraufhin eine kleine, hell leuchtende Kugel in seiner Hand entstand. Diesen Zauber hatte er in den letzten Tagen immer wieder geübt, und so klappte er inzwischen schnell und reibungslos. Vorsichtig stieg er hinab. Stufe um Stufe. Unten angekommen, fand er eine geöffnete Kellertür, die er ängstlich durchschritt. Ohne Vorwarnung fiel sie hinter seinem Rücken laut ins Schloss. Er erschrak und verlor für einen kurzen Moment die Kontrolle über die leuchtende Kugel und sie erlosch. Absolute Dunkelheit umgab ihn. Eine körperliche, erdrückende Dunkelheit, die genügend Raum für die schlimmsten Fantasien ließ. Warum nur war

er alleine hier heruntergegangen? In den Keller eines lang verlassenen Hauses, in einer verfluchten Stadt. Erstarrt blieb er stehen und wartete. Plötzlich erhellte sich der Keller mit einem unnatürlichen, bläulichen Licht aus dem sich schemenhaft durchsichtige Figuren schälten, die durch den Keller schwebten. Sie unterhielten sich und waren in aufgeregter Aktivität verstrickt, wobei sie Mark nicht zu bemerken schienen.

»Los, Kinder, versteckt euch in dieser Kammer, wir holen euch später wieder raus.« Eine untersetzte, dickliche Frau, schob zwei verängstigte Kinder in einen Raum hinter der Wand im Keller. Dann zog sie einen Hebel und die Wand schloss sich wieder. Mark sah, wie sie die Kellertreppe hinaufeilte und durch die geschlossene Tür verschwand. Wie ein Film spielte sich etwas Unfassbares vor seinen Augen ab. Viele Menschen eilten durch die Gassen, alle mit dem gleichen Ziel. Angst und Wut spiegelten sich in ihren Gesichtern, während sie heftig miteinander diskutierten. Auf einem sehr großen Platz fanden sie sich mit vielen anderen Bewohnern ein. Überall war lebhaftes Getuschel zu hören, bis nach einer Weile eine Gestalt, deren Körper und Gesicht in eine lange, rote Robe gehüllt waren, vor die Menschenmenge trat. Augenblicklich verstummten alle, und ihre Blicke richteten sich gebannt auf den Rotgewandeten. Vieles spiegelte sich für Mark in den Augen der Menschen. Hass, Abscheu und ganz besonders eines ... Angst. Eine tief sitzende Kapuze verdeckte das Gesicht des Wesens vollkommen bis auf ein scharf geschnittenes Kinn, das wie ein Messer hervorstach.

»Wir haben euch gewarnt«, ertönte plötzlich eine grausame, helle Männerstimme. Krächzend durchschnitt sie alle anderen Geräusche wie eine heiße Klinge ein Stück Butter: »Wir haben euch in unserer grenzenlosen Güte eine Chance gegeben. Eine Chance zu überleben, aber ihr



wolltet unser Angebot nicht annehmen«, schmetterte die verhüllte Gestalt in die Menge. Ein großer, kräftiger Mann mit einem Lederschurz und auffallend langem, schwarzen Bart trat mutig vor, während die anderen eingeschüchtert schwiegen.

»Ihr wollt unsere Kinder haben, aber das können wir nicht zulassen. Ihr könnt alles von uns haben, aber nicht unsere .. .« Weiter kam er nicht. Die Gestalt in Rot hob eine Hand und ein Feuerstrahl schoss auf den bärtigen Stadtbewohner herab. Es zischte nur leise, doch die Wirkung war ein klares Exempel. Von dem bärtigen Hünen blieb nichts übrig als ein kleines Häufchen Asche an der Stelle, an der er noch vor wenigen Augenblicken gestanden hatte. Panisch wich die Menge vor der dampfenden Asche zurück und drängte sich noch näher zusammen.

»Möchte noch jemand etwas sagen? Ich weiß, dass ihr bei der alten Spinne vor der Stadt gewesen seid, aber sie wird euch nicht helfen. Ha ... dafür ist es jetzt zu spät. Ihr hattet die Wahl, ihr Narren.«

Keiner trat mehr vor und viele der Frauen in der Menge verbargen sich hinter ihren Männern, die nicht minder von Angst erfüllt waren. Wieder hob die dunkle Gestalt den Arm und schmetterte unverständliche Worte in Richtung Himmel. Plötzlich zogen dunkle Wolken aus allen Richtungen direkt über ihre Köpfe und verdichteten sich zu einer dunklen, wabernden Masse. Dann rissen die Wolken im Zentrum plötzlich auf und ein gleißend heller Strahl schoss auf die Menge nieder, wie ein Speer aus Licht, geformt aus purer Energie. Mit einem ohrenbetäubenden Knall tauchte er die Bewohner in blendende Helligkeit, und als der Strahl verblasste, waren nur noch unzählige Aschehäufchen zu sehen, die bald vom nächsten Windzug weggefegt wurden. Sie hatten nicht einmal genug Zeit gehabt zu schreien, so schnell war alles vorüber. Der in

Rot gekleidete Mann drehte sich teilnahmslos um und entfernte sich. Daraufhin schlugen überall in der Stadt helle Lichtblitze ein und zertrümmerten, was mühevoll über Hunderte von Jahren erbaut worden war. Bauwerke knickten unter der herabzuckenden Gewalt ein, als wären sie aus dünner Pappe. Feuerstrahl um Feuerstrahl hämmerte wie eine wütende Faust auf die Stadt ein, bis nichts mehr so war wie zuvor.

Den Atem anhaltend verfolgte Mark das schaurige Szenario, bis es schlagartig wieder dunkel im Keller war. Gierig schnappte er nach Luft, noch völlig benommen von dem, was er zu sehen bekommen hatte. Fassungslos und betäubt von der unfassbaren Grausamkeit. Erst einige Minuten später hatte er sich wieder in der Gewalt. Er konzentrierte sich und wieder entstand in seiner geöffneten Hand eine leuchtende Kugel. Was sollte er jetzt tun? Eigentlich wollte er schnell aus dem dunklen Keller fliehen, aber gleichzeitig wollte er auch wissen, was sich hinter der Wand befand, die mit dem Hebel verschlossen war. Zögernd trat er auf die Wand zu und legte seine Hand darauf.

»Oh bitte, lass es nicht wahr sein«, murmelte er ein kurzes Stoßgebet und stemmte sich gegen den Mechanismus, bis er sich kräczend bewegen ließ. Eine kleine Steinplatte in der Wand öffnete sich knirschend und rastete seitlich ein.

»Oh, nein«, hauchte er. In dem kleinen Raum, der hinter der Wand verborgen war, lagen zwei kleine Skelette. Sie mussten in dem Versteck verdurstet oder erstickt sein. Allein gelassen, einem dunklen einsamen Tod übergeben. In vielen Geschichten hatte er bereits gehört, wie jemand lebendig eingemauert wurde. Aber in Geschichten erscheinen die Dinge meist fern und unwirklich. Jetzt war es anders. Ihre Eltern hätten diese beiden Kinder beschützen sollen, doch nun lag das, was von ihnen übrig

war, hier vor ihm; als Skelett und tot. Mark hatte seine Antwort erhalten. Schnell wandte er sich ab und verließ den Keller und das Haus, ohne sich nochmals umzusehen. Er wollte nur noch raus aus diesem Gebäude und weg aus dieser Stadt. Mit bleichem Gesicht, weißer Kreide gleich, stolperte er schwankend auf seine Freunde zu, die sofort erkannten, dass etwas Schreckliches geschehen war.

»Mpfff, was los?«, wollte Torfmuff aufgeregt wissen, als Mark endlich stehen blieb und mühsam Luft holte. Die Bilder noch immer vor Augen, gab er mit einer Handbewegung zu verstehen, dass sie sich noch kurz gedulden mussten. Mit staubigen Händen bedeckte er seine Augen, als wollte er sie vor dem Tageslicht schützen. Schließlich hob er gequält den Blick und begann stockend von seinem Erlebnis zu erzählen. Er berichtete von der verummten Gestalt, welche die Stadt erpresst hatte, von den Kindern, die die Eltern versteckt hatten und schloss mit der Kammer, in der die Gerippe lagen.

»So ein Scheusal«, schimpfte Synthia. Aus ihrer Miene sprach blankes Entsetzen. Wie konnte jemand so etwas verlangen?

»Irgendetwas hat mich, seit wir hier angekommen sind, dorthin gezogen. So als hätte ich die Bilder sehen müssen. Ob es eine Warnung war?«, fragte Mark, der sich ein wenig beruhigt hatte. Synthia ahnte bereits, dass hier ihr Vater seine Hand im Spiel hatte. Das war es wahrscheinlich gewesen, wovor er sie noch im Traum warnen wollte. Eine Kreatur ohne jegliche Gefühle. Gefährlich und ungeheuer böse. Ob sie noch lebte und vielleicht sogar auf sie wartete? Seit sie die verfluchte Stadt betreten hatten, verfolgt sie alle dieses Gefühl, beobachtet zu werden,

»Mpfff, weitergehen. Suchen Marktplatz.« Entschlossen ging Torfmuff diesmal voran. Sicherlich hatte auch er nur

noch ein einziges Bedürfnis, so wie sie alle: hier schnell wieder herauszukommen.

Sie waren bereits sehr nah am Zentrum der Stadt und erreichten ihr Ziel nach wenigen Straßenzügen. Auf dem weiten Platz angekommen, schauten sie sich verblüfft um. Selbst Mark war trotz der Bilder, die er bereits im Keller gesehen hatte, erstaunt über die Größe. Die Fassaden der noch einigermaßen erhaltenen Gebäude rings um den ausladenden Platz wiesen zahlreiche Verzierungen auf und zeugten noch heute von der einstigen Schönheit und dem Reichtum dieses Ortes. Filigrane Ornamente waren in die Mauern eingelassen und Steinfiguren blickten starr und stumm auf die Besucher. Ein Brunnen im Zentrum des Platzes zeigte die Kunstfertigkeit der früher hier ansässigen Handwerker. Er war übersät mit gemeißelten Figuren und Rosetten. Warum musste diese Stadt untergehen? Was hatten diese Menschen verbrochen, um eine solche Strafe verdient zu haben? Ein kalter Schauer lief Mark über den Rücken, als er die Empore erblickte, auf der dieses Scheusal gestanden und die Bewohner mit einem einzigen Fingerzeig getötet hatte. Voller Angst und abgrundtiefem Abscheu näherte er sich der Empore.

»Ist es hier passiert?«, fragte Synthia neugierig.

»Ja, hier. Wir müssen uns beeilen, denn irgendetwas stimmt nicht. Ich habe ein richtig übles Bauchziehen.«

Doch es war bereits zu spät. In diesem Moment tauchte aus dem Nichts auf der Empore vor ihnen die verummte Gestalt auf. Schreckensbleich sahen sie, wie sie sich von einem schemenhaften, durchsichtigen Etwas zu einem festen Körper kristallisierte und gehässig auf sie herabblickte. Erschrocken und gelähmt, mit weit aufgerissenen Mündern, standen sie da wie hypnotisierte Hasen, unfähig davonzulaufen. Obwohl sie die Augen der Gestalt nicht erkennen konnten spürten sie, wie sie von Kopf bis Fuß gemustert wurden.

»Ahhh, Besucher«, begrüßte das Wesen sie nach einer Weile und machte eine steife Verbeugung, die es mit einer geschwungenen Handbewegung untermalte. Hohn und Spott lag in dieser Bewegung, die zeigte, was die Kreatur von ihnen hielt. »Seid Willkommen in meiner kleinen Stadt. Ich nehme an, ihr seid hier, um mir zu huldigen. Wie ich sehe, habt ihr mir euren Tribut mitgebracht.« Die Gestalt wandte sich Synthia zu und es war unmissverständlich, was er mit Tribut im Sinn hatte. Langsam nur begann sich die Starre der drei Gefährten wieder zu lösen. Mark überlegte, was er nun sagen sollte, denn an Flucht war nicht zu denken. Wie hatten sie nur so unvorsichtig sein und trotz der Warnung seiner Vision unvorbereitet hierherkommen können?

»Mein Name ist Mark, das ist Torfmuff und das ist Synthia. Wir sind mehr oder weniger durch Zufall in diese Stadt gekommen. Da wir nicht wussten, dass hier noch jemand lebt, haben wir auch kein Geschenk dabei«, erwiderte er trotzig. Die schrecklichen Bilder noch vor Augen, ahnte er die Gefahr, in der sie sich befanden.

»Oh, verzeiht meine Unhöflichkeit. Ich vergaß in meiner Freude über euren Besuch, mich vorzustellen.« Mit einer weiteren Verbeugung und einer eleganten fließenden Bewegung seines Körpers kam das Wesen einige Schritte auf sie zu: »Mein Name ist Sarek.« Langsam richtete er sich auf und eisige Kälte schien auf sie herabzuströmen. »Sarek ... der ... Gütige«, kicherte er grausam und eine lange, fahle Nase lugte kurz unter der Kapuze hervor. »Aber du irrst, kleiner Junge. Ihr habt sehr wohl euer Tribut an mich dabei. Gebt mir dieses Mädchen und ihr könnt weiterziehen. Ich habe kein Interesse daran, euch ein Leid zuzufügen, aber wenn ihr mir keine Wahl lasst, dann werde ich euch von eurem erbärmlichen Leben befreien.« Das war eine unmissverständliche Drohung und Mark wusste, wozu diese Gestalt fähig war.

»Mpfff, du wirst ...«, donnerte Torfmuff wütend, bis Mark ihn am Arm packte und bat, ruhig zu sein.

»Sagt mir eines, Sarek. Ihr habt doch diese Stadt zerstört. Mich würde interessieren, warum Ihr unbedingt die Kinder haben wolltet und nun unsere Begleiterin?« Mark fühlte, wie ihn eine Welle aus Macht streifte, in der Verwunderung, Verärgerung und Ungeduld mitschwangen.

»Ahhhh ... Wie unaufmerksam man doch mit den Jahren wird«, presste der Fremde überrascht durch die Lippen, als wollte er Mark damit wegpusten. »Du bist kein Gewöhnlicher, du hast eine Begabung tief in dir. Hmmm ... du hast also die Vergangenheit gesehen.« Es entstand eine quälende Pause, in der alle dastanden und darauf warteten, was nun kommen würde. Mark spürte förmlich, wie das Wesen ihn von Kopf bis Fuß musterte. »Du stehst noch am Anfang. Nun denn. Warum ich Kinder benötigte? Ich könnte es mir einfach machen und sagen ... weil ich es so WILL. Aber ich möchte von Fachmann zu Fachmann sprechen«, glückste er verachtend. »Kinder haben unverbrauchte Lebenskraft. Ein Stoff der dich erst zum denkenden Wesen macht. Daher liebe ich Kinder. Ich lebe seit über tausend Jahren in diesem Land und diente einst dem Dunklen Fürsten. Es war eine lehrreiche Zeit, ihm dienen zu dürfen. Er sorgte für uns wie ein Vater, indem er uns immer mit neuem Leben beschenkte und uns gab, was wir benötigten. Lebenskraft, jung und frisch.« Genüsslich schnalzte er mit der Zunge. »Ja, er war großzügig, aber irgendwann brauchte er uns nicht mehr. Liebte es anscheinend nicht, dass wir die schwachen, unnötigen Menschen töteten und deren Energie aussaugten. Dummer, alter, seniler Mann.« Mit einem knorrigen Finger zeigte er auf Mark und zischte leise vor sich hin. »DU bist zwar jung, aber irgendetwas an deiner Lebensenergie gefällt mir nicht. Sie ist alt und stark. Für mich unbrauchbar. Und die Lebenskraft von diesem Pelztier ist verdorben

und ekelig. Irgendwie schmutzig. Das Mädchen jedoch wird mich stärken.« Er machte eine kunstvolle Pause. »Es ist nun an der Zeit, dass sich unsere Wege wieder trennen. Entscheidet. Sterben oder gehen. Und zwar JETZT!«

Mark ahnte, was passieren würde, wenn er sich weigerte. Es wäre unweigerlich ihr Tod. Nichts und niemand würde sie retten oder beschützen können. Sie waren dieser Kreatur auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

»Wir haben keine Wahl«, flüsterte er zu Torfmuff. »Wir müssen Zeit gewinnen. Einen Kampf überleben wir nicht.«

»NUN?«, forderte die Gestalt ungeduldig.

»Sie soll dein sein, wir haben wichtigere Aufgaben, als uns um das Wohl dieses Mädchens zu kümmern«, antwortete Mark mit trockener Kehle. Es kostete ihn alle Kraft, das zu sagen. Torfmuff drehte sich abrupt zu Mark und musterte ihn mit ungläubigen Augen. Mark wollte ihm jedoch kein Zeichen geben, dass er nicht vorhatte, Synthia im Stich zu lassen. Zumindest nicht für lange Zeit. Stattdessen hielt er seinen Blick weiter starr auf den Fremden gerichtet, der nur zögernd seinen Arm wieder sinken ließ.

»Eine weise Entscheidung. Nun gut, geht nun und verlasst meine Stadt. Das Mädchen bleibt bei mir.« Synthia schien nicht zu reagieren. Anscheinend hatte Sarek bereits Gewalt über sie, denn ihr Blick war starr ins Leere gerichtet. Mark packte Torfmuff fest am Arm, der sich nur widerwillig wegziehen ließ. Erst als sie um die Ecke eines Gebäudes gebogen waren, blieb Mark kurz stehen.

»Wir hätten nichts gegen ihn ausrichten können. Ich habe die Bilder gesehen, wie er eine ganze Stadt mit einer Geste zerstört hat. Auch wenn er heute vielleicht nicht mehr so mächtig ist, so ist er sicherlich mächtiger als wir. Wir werden versuchen, ihm zu folgen, um herauszufinden, wo er sie hinbringt. Und dann werden wir sie befreien, koste es, was es wolle.«